

Wozu PISA?

Im Dezember 2019 erschien die siebte Ausgabe der internationalen PISA-Studie. Ihr zufolge sind Deutschlands Mittelwerte in den drei Testbereichen 'Lesen', 'Mathematik' und 'Naturwissenschaften' 2018 auf durchschnittlich fünfhundert Punkte gesunken. Damit liegen sie aber immer noch zwölf Punkte über dem ebenfalls gesunkenen OECD-Durchschnitt, der bei PISA als Maß aller Dinge gilt.



von Dr. Rainer Bölling
>> Bildungsforscher
E-Mail: mail@rboelling.de

Manche Kommentatoren glaubten, wenn schon nicht einen neuen PISA-Schock (wie 2001), so doch einen PISA-Knick erkannt zu haben. Wie fragwürdig das ganze Ranking ist, blieb den meisten allerdings verborgen. Vor allem fiel unter den Tisch, in welcher Disziplin Deutschland den Spitzenplatz einnimmt: beim Erfassungsgrad der nationalen Stichprobe, den selbst PISA-Koordinator Schleicher als 'fantastisch' bezeichnet. Diesmal sollen die 5451 getesteten Schüler für 99,3 Prozent aller Fünfzehnjährigen repräsentativ sein, womit Deutschland zehn Prozentpunkte über dem OECD-Durchschnitt liegt. Da kann ein stets als Vorbild geltendes Land wie Kanada mit nur 86,3 Prozent nicht mithalten.

Die deutsche Gründlichkeit hat freilich ihren Preis, denn – so PISA – »die Einbeziehung weiterer 15-Jähriger in die Testpopulation ist häufig mit der Berücksichtigung leistungsschwächerer Schülerinnen und Schüler verbunden«. Offenbar hat man in Deutschland so gut wie kei-

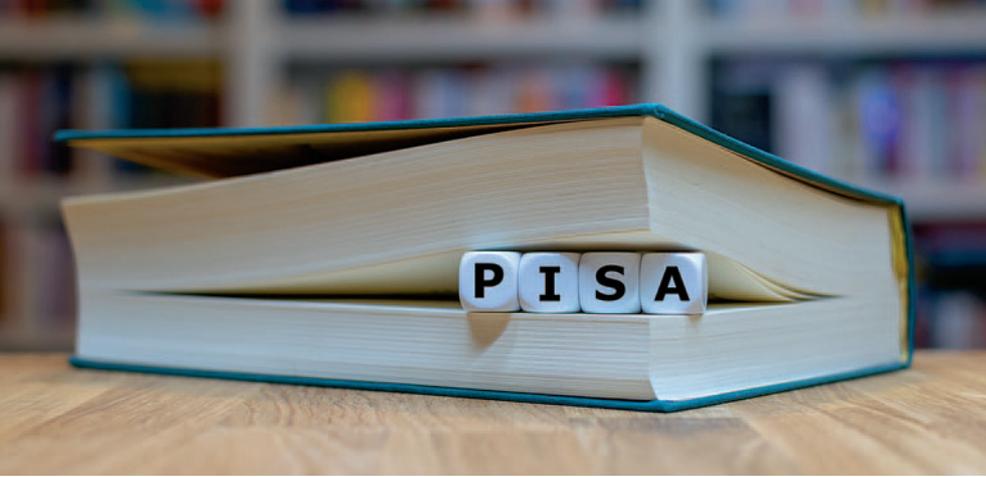
nen Gebrauch von der Möglichkeit gemacht, Schüler »mit kognitiven oder körperlichen Behinderungen oder mangelnden Kenntnissen in der Testsprache« auszuschließen. Das ist gerade diesmal von Bedeutung, hat doch seit 2015 durch die Zuwanderung von Flüchtlingen mit über 200.000 schulpflichtigen Kindern die Zahl der Familien zugenommen, in denen zu Hause kein Deutsch gesprochen wird.

In Schweden dagegen hat eine Zuwanderung vergleichbaren Ausmaßes zu einem deutlichen Anstieg der Ausschlussquote und einem starken Rückgang des Erfassungsgrades geführt: von 93,6 auf 85,7 Prozent. So verbesserte sich Schweden um durchschnittlich sechs Punkte, während Deutschland acht Punkte einbüßte. Anders sieht es aus, wenn man aus der deutschen Testpopulation zehn Prozent herausrechnet, und zwar mit der durchschnittlichen Punktzahl der sogenannten Risikoschüler, die die Kompetenzstufe 2 bei PISA verfehlen. Dann würde Deutschland 15 bis 20 Punkte zulegen und nicht nur an Schwe-

den vorbeiziehen, sondern sogar zu Kanada und Finnland aufschließen.

Von einer Vergleichbarkeit der nationalen PISA-Ergebnisse kann also nicht die Rede sein. Das liegt eben auch daran, dass gravierende demographische Unterschiede zwischen den Ländern ausgeblendet werden. Den PISA-Machern ist zwar bekannt, dass Länder wie Kanada, Australien und Neuseeland eine selektive Einwanderungspolitik betreiben, so dass es sich bei den Zuwanderern weitgehend um Hochqualifizierte handelt, wogegen etwa Deutschland, Österreich, Belgien und Frankreich einen hohen Anteil an dauerhaft ansässigen geringqualifizierten Einwanderern aufweisen. Dennoch werden die im Ländervergleich bestehenden Unterschiede letzten Endes allein auf die Bildungssysteme zurückgeführt.

Wie wenig Unterschiede von zehn oder zwanzig Punkten bei den PISA-Mittelwerten überhaupt aussagen, wird deutlich, wenn man die Spreizung innerhalb der Länder betrachtet. Fast überall liegen



gemäß Definition der Kompetenzstufen zwischen den leistungsstärksten und leistungsschwächsten Schülern 310 (Mathematik) bis 500 (Lesekompetenz) Punkte. Was diese Differenzen konkret bedeuten, glaubt allerdings nicht einmal mehr die OECD zu wissen. Die bisher praktizierte Umrechnung von 100 PISA-Punkten in mindestens drei Schuljahre wurde in

starke Spreizung, dass es auch den PISA-Musterländern nicht annähernd gelingt, 'kein Kind zurückzulassen' und alle zu guten Leistungen zu führen. Dieser Befund wird von der OECD jedoch hartnäckig ignoriert. Vielmehr fordert Schleicher in seinem neuen Buch 'Weltklasse', Schulsysteme müssten »anerkennen, dass alle Kinder hohen Lern- und Leistungsanforderungen genügen können, wenn sie sich anstrengen

zeigt sich, dass Deutschland durchaus mit Ländern wie Kanada, Estland oder Finnland mithalten kann – auch auf Basis der nicht um den Effekt des Erfassungsgrades bereinigten Zahlen. Nur die ostasiatischen Metropolen und Stadtstaaten, die seit 2009 Finnland als PISA-Weltmeister verdrängt haben, erreichen Ergebnisse auf höherem Niveau. Allerdings spricht einiges dafür, dass deren Stichproben nicht repräsentativ und daher nicht vergleichbar sind.

Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob Deutschland sich diese Länder, insbesondere China, zum Vorbild nehmen soll. Denn deren PISA-Erfolg beruht nicht zuletzt auf einem gigantischen Nachhilfesystem. Es ist die Kehrseite eines Schulsystems, das auf Abschlusstests in wenigen Fächern fokussiert ist, die den weiteren Lebensweg maßgeblich bestimmen. Das hat im konfuzianischen Kulturkreis Tradition, ist aber auch ein Kennzeichen autoritärer Regime. Daher warnt der in den USA lehrende chinesische Bildungsforscher Yong Zhao vor einer Übernahme dieses Modells, weil es seine Erfolge auf Kosten von Vielfalt und Kreativität erzielt.

Das heißt nun nicht, dass es im deutschen Bildungswesen keinen Verbesserungsbedarf gibt. Doch um den zu erkennen und Lösungen zu finden, braucht es nicht Unmengen von PISA-Daten, deren Interpretation durch die OECD großenteils irreführend ist und einer verschwiegene politischen Agenda folgt.



der neuesten Ausgabe aus gutem Grund als untauglich verworfen. Denn sie hätte beispielsweise bedeutet, dass die leistungsstärksten Schüler im Lesen nach neun Jahren Schulbesuch einen Vorsprung von mehr als 15 Schuljahren auf die schwächsten erworben hätten.

Unabhängig von der unklaren Bedeutung dieser Punkte zeigt die in allen Ländern

und entsprechend gefördert werden.« Doch die PISA-Daten ergeben nun mal ein anderes Bild und können dazu beitragen, solche von Allmachtsphantasien genährten Illusionen mancher Pädagogen und Bildungspolitiker zu entlarven.

Nimmt man einmal das Niveau der leistungsstärksten Schüler in den Blick, so